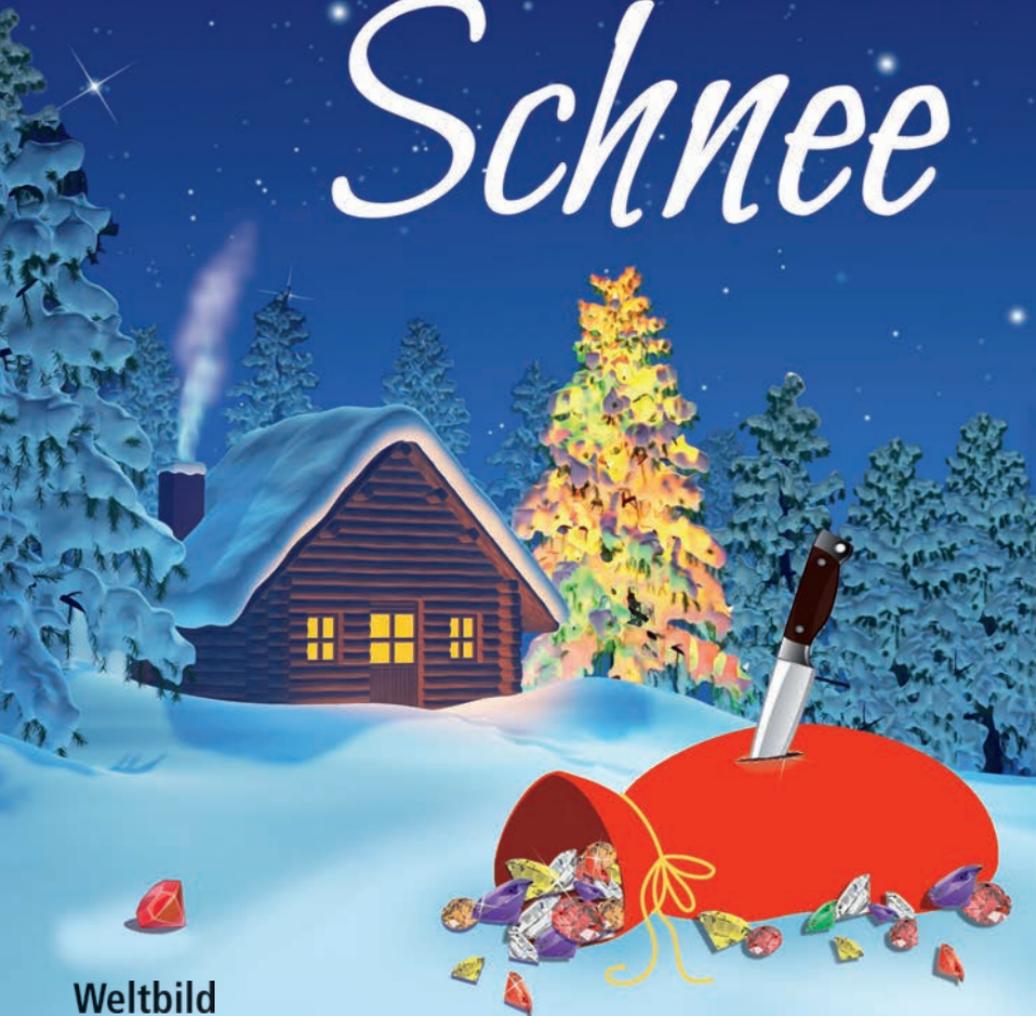


RALPH SANDER

So rot der Schnee



Weltbild

So rot der Schnee

Der Autor

Ralph Sander veröffentlichte Anfang der 90er Jahre das mehrbändige, wegweisende Sekundärwerk »Star Trek-Universum«, seitdem ist er als Übersetzer und Autor tätig. Unter verschiedenen Pseudonymen sind von ihm zahlreiche Mysteryromane und Krimis erschienen, unter seinem Namen erschienen zuletzt *MQRD*, *Der Kreis der toten Engel* und der Katzenkrimi *Kater Brown und die Klostermorde*.

Ralph Sander

So rot der Schnee

Krimi

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2017 by Ralph Sander
Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Sara Winter, © nelya43,
© Sararwut Jaimassiri); Getty Images, München (© MsEli)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-278-9

2020 2019 2018 2017
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Prolog

14 Tage zuvor

Brooks trat die Erde fest, dann strich er ein paar Mal mit der Schuhspitze über die Stelle, damit niemandem auffiel, dass dort gegraben worden war.

Schon gut, dass der Winter auf sich warten lässt, überlegte er. Sonst hätte er nicht nur viel mehr Mühe gehabt, überhaupt ein Loch zu buddeln, sondern womöglich auch vor dem Problem einer geschlossenen Schneedecke gestanden. Da wäre jedem sofort aufgefallen, dass jemand aus irgendwelchen Gründen in der Erde gewühlt hatte, und das hätte unweigerlich Neugier geweckt und irgendwen letztlich dazu veranlasst, sich mit der Stelle genauer zu befassen.

Brooks trat ein paar Schritte nach zurück, zog sein Smartphone aus der Jackentasche und drehte sich um. Als das Haus im Display erschien, drückte er auf den Auslöser und schwenkte langsam bis zu dem Baum, der als Markierung für das Versteck diente. Nachdem er die Aufnahme beendet hatte, schickte er sie an seine vier Komplizen, danach wählte er zunächst Harveys Nummer. Wenn er mit ihm alles beredet hatte, würde er die anderen drei auch noch anrufen und ihnen alles Wesentliche mitteilen, damit keiner von ihnen auf die Idee kam, sein Wissen für sich zu behalten und auf eigene Faust herzukommen und die Beute auszugraben.

»Ja?«, meldete sich eine ungeduldig klingende Stimme.

»Harvey?«

»Ja. Was ist das für ein Filmchen, das du mir gerade geschickt hast?«

»Das Filmchen, wie du es nennst, zeigt dir die Stelle, wo der Beutel vergraben ist«, erklärte Brooks. »Ich schicke euch gleich noch ein paar Schnipsel hinterher, damit ihr wisst, wo ihr langgehen müsst.«

»Wo sollen wir langgehen? Warum hast du den Beutel vergraben? Wo steckst du überhaupt?«, fuhr Harvey ihn an. »Du solltest den Beutel nach Calgary bringen, ins Schließfach legen und dann wieder verschwinden.«

Brooks kratzte sich am Hals, da die Stelle juckte, an der ihn die Tannennadeln gepiekt hatten. Offenbar war er gegen Tannen allergisch. »Auf dem Highway ist ein Truck in Flammen aufgegangen, wir mussten alle runter, und ich habe mir daraufhin eine ruhige Nebenstrecke ausgesucht ...«

»Und?«

»Na ja, die Strecke scheinen wohl einige Leute zu kennen, die irgendwelchen Kram nach Kanada schmuggeln wollen.«

»Du wurdest angehalten?«

»M-hm.«

Harvey stöhnte leise auf. »Dann hast *du* diesen Deputy erschossen, von dem seit ein paar Minuten im Fernsehen berichtet wird?«

»Er wollte den Wagen durchsuchen.«

»Hm, verstehe.«

Brooks gab einen missmutigen Laut von sich. »Natürlich werden die mich an der Grenze bereits in Empfang nehmen wollen, und umkehren kann ich auch nicht mehr. Darum hab ich den Beutel hier in dieser Ferienanlage vergraben. Den

Wagen zünde ich an, und dann werde ich mich zu Fuß durchschlagen. Sind ja nur ein paar Meilen quer durch die Berge.«

»Okay«, sagte Harvey. »Setz du dich erst mal ab. Dann holen wir den Beutel, sobald Ruhe eingekehrt ist. Wo genau bist du?«

»Das nennt sich hier Idah...«

»Hey, da ist der Kerl«, hörte Brooks jemanden rufen. Er drehte sich um und fluchte aufgebracht. Cops! Sie hatten ihn gefunden! Und dabei hatte er den Wagen doch extra im Gebüsch versteckt, damit er sich dadurch nicht verriet.

»Waffe runter! State Police«, rief eine Polizistin, die ihrem Kollegen um die Ecke des Hauses gefolgt war. Beide hielten sie ihre Pistolen auf ihn gerichtet. »Sofort die Waffe runter!«

Brooks schüttelte flüchtig den Kopf. Er hielt doch gar keine Waffe in der Hand! Er ... *Oh, das Smartphone*, kam ihm in diesem Moment die Erleuchtung. Eigentlich hätte kein normaler Mensch das mit einer Waffe verwechseln können, denn wer drückte sich schon eine Pistole ans Ohr? Aber ihm war längst klar, dass er sogar eine Banane in der Hand hätte halten können. Fakt war, dass er einen Deputy erschossen hatte, und wenn Gesetzeshüter einen Typ Verbrecher gar nicht mochten, dann jemanden, der einen von ihnen auf dem Gewissen hatte. Wer so etwas gemacht hatte, der war fast schon besser damit bedient, sich anschließend sofort selbst zu erschießen. Es wirkte vielleicht wie ein Klischee aus einem schlechten Krimi, aber es war zumindest seiner eigenen Erfahrung nach eine Tatsache, dass Cops zur Selbstjustiz neigten, wenn einer aus ihren Reihen umgekommen war.

Resignierend ließ Brooks das Smartphone los, aus dem Harveys Stimme ertönte, der zum wiederholten Mal rief:

»Idaho... was? Wie heißt die verfluchte Anlage? Brooks! Brooks! Wie heißt die Anlage?«

Das Smartphone war noch im Fallen begriffen, da schrie die Polizistin: »Er richtet die Waffe auf uns!« Fast gleichzeitig feuerten die beiden Schuss um Schuss auf Brooks ab. Eine der Kugeln traf das Smartphone und zerriss es in der Luft in tausend Stücke, die anderen schlugen in Brooks' Oberkörper ein. Irgendwie brachte er noch ein ironisches Lächeln zustande, das den beiden Polizisten galt. Was später als Vergeltung für seine abscheuliche Tat bejubelt werden würde, war nichts weiter als ein kaltblütiger Mord, wie er ihn auch begangen hatte. Und diese beiden Polizisten, die man feiern würde, weil sie die »Bestie« zur Strecke gebracht hatten, waren einfach nur kaltblütige Mörder.

Ihm wurde schwarz vor Augen, dann sank er zu Boden.

»Sieh mal, Hollister, das war gar keine Pistole«, sagte die blonde Polizistin, als sie und ihr Partner sich dem blutüberströmten Mann näherten. »Das war ein Smartphone.«

»Hm«, machte der Polizist. »Ich hätte schwören können, dass der Kerl eine Knarre auf uns gerichtet hat. Du doch auch, Carter, oder?«

»Klar. Ich meine, er hat schon einen Deputy kaltblütig umgebracht. Warum hätte er es dann hier nicht auch versuchen sollen?«, gab die Frau zurück und griff zum Funkgerät, das an ihrem Gürtel festgemacht war. »Ich sage den Kollegen und dem Sheriff Bescheid, dass wir ihn erwischt haben.« Sie beugte sich vor und betrachtete Brooks genauer. »Er ist doch tot, oder?«

»Na, sicher ist er tot«, bestätigte Hollister und trat dem Er-

schossenen gegen das Bein. »Da siehst du's, er rührt sich nicht mehr.«

»Was ist denn hier los?«, rief in dem Moment hinter ihnen eine Frau.

Hollister sah eine grauhaarige Frau, die mit einer Schrotflinte in den Händen um die Hausecke geschlichen kam und sich suchend umschaute. Bevor sie sich zu den Polizisten umdrehen konnte, hatte Hollister bereits seine Pistole auf sie gerichtet.

»Nehmen Sie das Gewehr runter«, forderte er die Frau auf, die bei seinem Anblick zwar stutzte, aber nicht besonders erschrocken wirkte.

Sie ließ den Lauf nach unten sinken, bis er auf den Boden zeigte. Dabei kam sie zügig näher. »Verraten Sie mir, was Sie hier zu suchen haben?«, redete sie weiter und deutete mit einem knappen Nicken auf den Mann, der am Boden lag. »Und wer ist das da?«

Die Polizistin drehte sich um und gab ihrem Kollegen ein Zeichen, dass er seine Pistole wegstecken konnte. »Hi, Mary«, sagte sie.

»Chrissy?«, gab die Frau zurück. »Ich hab dich gar nicht erkannt in deiner Uniform. Schick siehst du aus.«

»Danke. Wie geht es dir?«

»Ganz gut, aber es würde mir viel besser gehen, wenn da nicht schon wieder ein finanzieller Engpass auf mich warten würde. Wenn ich mir das hier so ansehe ...«

»Miss ...?«, meldete sich Hollister zu Wort, der seine Waffe weggesteckt hatte und zwischen den beiden Frauen hin und her schaute.

»Oh«, machte Carter verlegen. »Ich sollte euch wohl besser

mal miteinander bekannt machen. Das ist mein Kollege Steven Hollister, und das hier ist meine frühere Nachbarin und Babysitterin Mary Delaware.«

»Angenehm«, sagte der Polizist und fügte augenzwinkernd an: »Babysitterin? Ich dachte immer, meine Kollegin hat keine Kinder, aber da muss ich wohl was überhört haben.«

»Sie war *meine* Babysitterin, du Blödmann«, warf Carter ihm an den Kopf und grinste ihn frech an. »Als *ich* noch klein war.«

»Du bist doch immer noch klein«, gab er zurück und wandte sich an Mary.

Bevor er die Frage aussprechen konnte, die ihm auf der Zunge zu liegen schien, deutete Mary auf den blutüberströmten Toten, als wäre sein Anblick etwas ganz Alltägliches. »Und was ist mit ihm?«

»Er hat einen Deputy erschossen.«

Mary nickte flüchtig, dann seufzte sie erneut. »Und das musste ausgerechnet hier sein?«

»Wir haben uns das nicht ausgesucht, Miss Delaware. Gibt es einen Grund, dass Sie das so betroffen macht?«

»O ja, den gibt es. Vor vier Jahren wurde im Haus zwölf B ein junges Ehepaar ermordet ...«, begann sie.

»Ich bin erst seit zwei Jahren hier im Dienst«, sagte Hollister. »Aber ich kann mich erinnern, dass darüber geredet wurde. War das nicht ein Ritualmord?«

»Satanisten sind damals über die beiden hergefallen«, bestätigte Mary. »Danach haben alle möglichen Spinner versucht, die zwölf B zu buchen und selbst irgendwelche Rituale nachzuspielen. Am Ende haben wir das Haus abgerissen und etwas Neues gebaut. Wenn ich jetzt durch den Typ schon

wieder in die Schlagzeilen komme, werde ich noch verrückt. Dann wimmelt es hier von Reportern, die jeden interviewen werden, der ihnen vors Mikrofon läuft. Die Gäste werden wegbleiben, weil sie nicht die Erholung finden, für die sie eigentlich herkommen.« Sie sah Carter an. »Könnt ihr bei eurer Pressekonferenz nicht einfach nur sagen, dass ihr den Kerl auf dem Weg zur Grenze erwischt habt? Oder müsst ihr unbedingt weitergeben, dass das hier passiert ist? Ich meine, das war ja wohl auch das, was er vorhatte. Zur Grenze gelangen, meine ich. Gleich hinter den Bäumen verläuft schließlich der Wanderweg Richtung Kanada.«

Die beiden Polizisten sahen sich kurz an, dann sagte Hollister: »Wir werden mit dem Chief reden und ihm die Situation erklären. Ich schätze, ihm ist wichtiger, dass der Täter unschädlich gemacht werden konnte. Da wird er bestimmt nicht darauf beharren, dass das genau hier passiert ist. Ich glaube, das kriegen wir schon hin.«

Carter nickte zustimmend. »Deine Gäste werden sicher nicht von neugierigen Reportern behelligt werden. Chief Rutledge ist ein vernünftiger Mann.«

»Danke, Officer. Danke, Chrissy«, sagte Mary und atmete unüberhörbar erleichtert auf. »Dann habe ich wenigstens weiterhin nur die Sorge, was den Schnee zu Weihnachten angeht.«

»Bis Weihnachten sind es noch mehr als vierzehn Tage«, entgegnete Carter und strich Mary besänftigend über den Arm. »Es wird bestimmt noch schneien.«

Vier Tage vor Heiligabend

»Es wird bestimmt noch schneien«, meinte Julie Peterson voller Zuversicht. »Wir haben noch fast sechzig Meilen vor uns, da kann sich das Wetter jeden Augenblick ändern.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, brummte ihr Mann Nathaniel unüberhörbar skeptisch. »Oder wer immer da oben für den Schnee zuständig ist.«

»Wart nur ab.« Sie lächelte ihn an und zwinkerte ihm zu. »Vor lauter Bäumen sehen wir im Moment so wenig von der Umgebung, dass zumindest ich nicht sagen kann, ob auf den Bergen hinter der nächsten Kurve schon ein Meter Schnee liegt.«

Nathaniel musste unwillkürlich lachen. »Du und dein unerschütterlicher Optimismus«, sagte er amüsiert. »Was täte ich bloß ohne dich?«

»Sechzig Meilen vor dem Ziel wenden und fast neunhundert Meilen dorthin zurückfahren, wo jetzt garantiert kein Schnee liegt«, konterte sie.

»Trotzdem ist es frustrierend, dass wir so eine Strecke auf uns nehmen, um Weihnachten im Schnee zu verbringen«, hielt er dagegen und bremste ein wenig ab, um einen Motorradfahrer einscheren zu lassen. »Und dann ist kein Schnee da.«

»*Vielleicht* ist kein Schnee da«, korrigierte sie ihn mit sanfter Stimme und sah auf die Landkarte und den Ausdruck, als

sie ein Schild am Straßenrand entdeckte, das auf einen nahenden Abzweig hinwies. »An der nächsten Querstraße müssen wir rechts abbiegen.«

»Ich pass schon auf«, sagte Nathaniel und wurde noch etwas langsamer. Mit vier Personen und einer Ladefläche voller Gepäck – das meiste davon schneetaugliche Kleidung, die sie wahrscheinlich völlig vergeblich mitgenommen hatten – würde der Minivan auf abrupte Brems- und Lenkmanöver nicht so gut reagieren, daher nahm er lieber ein wenig Gas weg.

Während er Ausschau nach dem angekündigten Abzweig hielt, wurde ihm einmal mehr bewusst, wie monoton die Gegend war, die sie auf dem Weg zu der Ferienanlage durchqueren mussten. Seit sie die Grenze nach Idaho überquert und die ersten Ausläufer der Gebirgsketten im Norden des kleinen Bundesstaats erreicht hatten, führte die Straße Meile um Meile durch Wälder und an Feldern vorbei. Eine Weile hatte es sich zu beiden Seiten der Strecke um Laubbäume gehandelt, an denen sich um diese Jahreszeit kein einziges grünes Blatt mehr befand. Dadurch kam es ihm so vor, als würden sie Stunde um Stunde ein graubraunes Meer durchqueren, das kein Ende nehmen wollte.

Seit sie den Bergen näher gekommen und die Laubbäume immer weiter den Nadelbäumen gewichen waren, hatte sich das Graubraun zumindest in das satte Dunkelgrün von Tannen und Fichten verwandelt. Aber selbst dieser Farbton hatte auf die Dauer etwas Ermüdendes an sich, was er beim Autofahren gar nicht gebrauchen konnte. Nicht dass er etwas gegen die Natur gehabt hätte, er liebte die Natur, aber selten war ihm eine Autofahrt so eintönig vorgekommen wie diese.

Glücklicherweise hatten er und Julie sich abwechseln können, aber da einer von ihnen immer die Landkarte und die Notizen zur Reiseroute im Auge behalten musste, war die Zeit als Beifahrer nicht ganz so erholsam gewesen. Ein oder zwei Stunden Schlaf wären ihm schon recht gewesen.

Wäre es nach den Kindern gegangen, hätten sie sich einfach auf das Navigationsgerät verlassen, aber das war nach reiflicher Überlegung ausgeschieden, auch wenn sich als Abstimmergebnis ein Patt ergeben hatte. In der Stadt oder bei einer Fahrt in eine benachbarte Stadt sah er kein Problem darin, auf die freundliche Frauenstimme zu vertrauen, die ihn ans Ziel führte. Aber hier in dieser verlassenem Gegend, in der man alle fünfzig Meilen mal ein Haus zu sehen bekam, bei dem man oft kaum erkennen konnte, ob es überhaupt bewohnt war, wollte er nicht blindlings den Anweisungen folgen. Womöglich schickten die ihn in eine Schlucht, aus der es kein Entkommen mehr gab.

»Ich hatte gesagt, dass wir bei der nächsten Querstraße rechts ab müssen«, hörte er plötzlich seine Frau auf ihn einreden.

»Was?«, fragte er verdutzt, da er völlig in Gedanken gewesen war. »Wo denn?«

»Mittlerweile im Rückspiegel«, sagte sie und schüttelte den Kopf. »Fahr rechts ran, dann tauschen wir.«

»Warum sollen wir tauschen?«, wunderte sich Nathaniel. »Ich habe doch erst vor einer Stunde das Lenkrad übernommen.«

»Und trotzdem hast du erst beim vierten Mal gemerkt, dass ich mit dir rede.«

»Hm«, machte er erstaunt. Er war tatsächlich seinen Ge-

danken nachgegangen, aber er hatte das Gefühl gehabt, weiter alles um sich herum mitzubekommen. »Da vorne ist eine Haltebucht. Da halte ich an.«

»Okay«, erwiderte Julie. »Danke.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich hab zu danken. Nicht, dass ich wie in Trance gegen den nächsten Baum fahre ... was hier nicht weiter schwierig wäre, es gibt schließlich mehr als genug davon.«

Als er den Wagen in die Haltebucht lenkte, sagte Benny zu seiner großen Schwester: »Dad hat sich als Erster verfahren. Ich krieg fünf Dollar.«

»Ja, ja, geb ich dir später, wenn wir da sind«, entgegnete Alison mürrisch.

Der Van kam zum Stehen, und Nathaniel drehte sich ungläubig zu seinen Kindern um. »Ihr habt darauf gewettet, dass ich mich verfare?«

»War nicht meine Idee, Dad«, gab seine Tochter zurück. »Der Zwerg hat damit angefangen.«

»Nenn mich nicht Zwerg!«, rief Benny und versuchte, seiner Schwester auf den Arm zu hauen.

Die war allerdings etwas schneller, bekam seine Hand zu fassen und drückte ihm die Finger nach hinten, woraufhin er zu wimmern anfang.

»Willst du mir die Finger brechen, du blöde ...«

»Wenn du den Satz zu Ende sprichst, dann breche ich dir *wirklich* die Finger!«, warnte sie ihn.

»Niemand bricht hier irgendwem die Finger!«, ging ihr Vater dazwischen und befreite Bennys Hand aus dem Klammergriff um die Finger. »Ich möchte wissen, was das mit der Wette soll ... Benny.«

»Ich wollte mir nur ein paar Dollar verdienen«, murmelte der Junge und sah auf seine Knie.

»Und du machst da mit, Alison?«

»Freu dich doch, ich hab ja gewettet, dass du dich *eben nicht* als Erster verfahrst«, versuchte sie sich rauszureden und merkte zu spät, dass das ein Fehler war. Denn in diesem Moment drehte sich Julie um und sah sie mit zusammengekniffenen Augen an.

»Du hast also gedacht, dass *ich* mich als Erste verfare?«, fragte sie argwöhnisch.

Alison verdrehte die Augen und bekam einen roten Kopf. »Nein, ich hatte doch bloß keine andere Wahl mehr. Außerdem hätte es ja mal passieren können, dass Dad sich nicht verfährt und ... ach, vergesst es einfach.«

Sie zog verwundert die Augenbrauen hoch, als ihre Eltern zu lachen begannen und dann ausstiegen, um die Plätze zu tauschen. Als sie wieder eingestiegen waren, sagte Julie über die Schulter zu den beiden: »Dann wetten euer Vater und ich, dass ich mich auf dem letzten Stück nicht verfahren werde, und ihr dürft gern dagegenhalten. Einsatz einen Fünfer, einverstanden?«

»Hier, Mom«, sagte Benny und hielt ihr den Fünfer hin. »Du hast gewonnen.«

»Wir sind doch noch gar nicht abgefahren«, wandte sie ein. »Wieso ...?«

»Weil wir bei dir keine Chance haben, Mom«, erklärte Alison. »Du verfahrst dich vielleicht einmal im Jahr, und da musst du schon im Schneesturm unterwegs sein, damit das überhaupt passieren kann.«

Julie lächelte zufrieden, als sie das hörte, dann griff sie nach

dem Fünfer und zog ihn zwischen Bennys Fingern heraus.
»Danke für das Lob und danke für euer Vertrauen.«

»Sie hat den Fünfer wirklich genommen!«, rief Benny erschrocken. »Ich hab gedacht ...«

»Schade, ich hätte mit dir wetten sollen«, kommentierte seine Schwester die Mischung aus Entsetzen und Unglauben.
»Dann würdest du *mir* nämlich jetzt einen Fünfer schulden, und ich hätte mein Geld zurück.«

Julie zwinkerte ihrem Mann zu, sah kurz in den Rückspiegel und wendete.

»Wenn die Straße noch ein bisschen schmaler wird, müssen wir den Wagen kippen, damit Mom auf zwei Reifen weiterfahren kann«, sagte Alison nach einer Weile. »Oder wir müssen umkehren und Mountain Bikes kaufen.«

Julie verzog den Mund zu einem flüchtigen Lächeln und drehte den Kopf dabei so, dass ihre Tochter die Reaktion sehen konnte. Tatsächlich war die Straße immer schmaler geworden, seit sie Nordman hinter sich gelassen hatte. Nordman klang zwar nach einer Ortschaft, aber tatsächlich handelte es sich dabei nur um eine Ansammlung von Geschäften, die rund um einen recht bescheidenen Parkplatz angeordnet und allesamt auf die Bedürfnisse der verschiedensten Typen von Touristen ausgerichtet waren.

Bis Nordman waren sie auf einer breiten zweispurigen Strecke gefahren, die dank durchgezogener Linien am Fahrbahnrand und in der Mitte einen Fahrer automatisch dazu veranlassten, sich innerhalb der beiden Linien zu halten und weder in den Straßengraben noch in den Gegenverkehr zu geraten. Letzteres wäre natürlich eine echte Katastrophe gewesen,

aber in den Graben zu fahren und dann womöglich so im Schutz der Bäume zu landen, dass niemand einen von der Straße aus bemerken konnte, während man in seinem Wagen eingeklemmt war ... das war eigentlich eine noch entsetzlichere Horrorvorstellung.

Hinter Nordman bekam man unwillkürlich das Gefühl, dass die Zivilisation sich auf dem Rückzug befand. Zunächst verschwanden die Markierungen, die den Fahrbahnrand kennzeichneten, womit der Straßengraben näher zu rücken schien als zuvor. Also begann man, sich mehr an der Mittellinie zu orientieren, bis schließlich auf diese Markierung auch noch verzichtet wurde. Zu diesem Zeitpunkt schien die Straße zwar immer noch genauso breit zu sein wie vor Nordman, aber optisch wirkte sie bereits deutlich schmaler. Meilen später verstärkte sich der Eindruck, weniger Platz als zuvor zur Verfügung zu haben, und ab da war es nicht bloß ein Gefühl, sondern eine Tatsache. Die Straße war in ihrer Breite fast um ein Viertel geschrumpft, was grundsätzlich unangenehm war, Julie aber wenig ausmachte, da nur selten ein Wagen entgegenkam.

Nach einigen Meilen gelangten sie an eine Weggabelung, ab der es auf einer asphaltierten Straße weiterging, die nur noch breit genug für ein Fahrzeug war. »Da müssen wir links ab«, sagte Nathaniel, der mit dem Finger auf der Landkarte mitgefahren war, um nicht aus den Augen zu verlieren, wo sie sich gerade befanden.

»Das Resort hätte aber ruhig mal ein paar Wegweiser aufstellen können«, beklagte sich Julie. »Der letzte Hinweis ist bestimmt über dreißig Meilen her.«

»Vielleicht hat sich ja jemand einen dummen Scherz er-

laubt und alle Wegweiser herausgezogen, damit niemand das Idaho Mountain Resort finden kann«, gab ihr Mann zurück.

»Vielleicht ist es gar kein dummer Scherz, sondern der Versuch, einen Konkurrenten aus dem Rennen zu werfen«, überlegte Julie. »Touristen, die sich auf dem Weg zum Resort immer wieder verfahren, werden sich letztlich etwas anderes suchen, das einfacher zu finden ist.«

»Oder es hat damit zu tun, dass außer uns die ganze Welt in der Lage ist, ein Navi zu bedienen, das den Weg zum Ziel auch ohne Wegweiser finden kann«, warf Alison ein und zuckte mit den Schultern. »Ich mein ja nur.«

»Und wenn jetzt einer entgegenkommt?«, wollte Benny wissen, der immer wieder von seinem Tablet auf sah.

»Dann fahren wir an den Rand und halten an, bis der andere vorbeigefahren ist«, antwortete seine Mutter. »Oder der andere fährt an den Rand, und wir können an ihm vorbei weiterfahren.«

»Und wenn gar kein Platz mehr ist?«

»Dann muss einer so weit zurücksetzen, bis der andere vorbeikommt«, sagte Nathaniel und versicherte ihm: »Aber das ist halb so schlimm, denn wenn du genau hinguckst, kannst du sehen, dass in Abständen Ausweichbuchten angelegt worden sind, damit niemand fünf Meilen rückwärts fahren muss.«

»Okay«, erwiderte Benny in diesem merkwürdigen Tonfall, bei dem Julie und Nathaniel immer das Gefühl hatten, dass ihr Sohn längst bei einem anderen Thema war, da die letzte Äußerung für ihn völlig uninteressant gewesen war. Manchmal kam dann aber nach ein oder zwei Minuten noch eine Frage hinterher, die deutlich machte, dass er die ganze Zeit sehr wohl darüber nachgedacht hatte.

Jetzt kam allerdings nichts hinterher.

Nach einer Weile meldete er sich aber doch wieder zu Wort und verkündete: »Und damit haben wir offiziell das Ende der Welt erreicht.«

»Was redest du da?«, fragte Alison, die soeben nach ihrem Smartphone griff, um eine eingegangene Nachricht zu lesen.

»Na, bis gerade eben habe ich auf Streetview gucken können, ob wir auf dem richtigen Weg sind ...«, begann er.

»Wir *sind* auf dem richtigen Weg«, warf sein Dad ein.

»... aber dann hat der Wagen von Streetview angehalten, weil er am Ende der Welt angekommen war ...«

»Wir *sind* auf dem richtigen Weg«, beharrte sein Vater.

»... oder die Erde ist eine Scheibe, und der Wagen ist über den Rand gefahren und abgestürzt, und deswegen gibt es nach dieser Stelle keine Bilder mehr ...«

»Du hast aber schon gemerkt, dass wir gerade eben nicht über den Rand deiner Scheibe gefahren und abgestürzt sind, oder?«, gab seine Schwester ironisch zurück. »Und dass wir auch nicht am Ende der Welt angekommen sind, dürfte dir ebenfalls klar sein, nicht wahr? Sonst würden wir nicht immer noch weiter durch den Wald fahren.«

Benny sah nach draußen und kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Vielleicht«, redete er schließlich mit verschwörerisch leiser Stimme weiter, »sind wir ja in der Matrix, und das da ist alles gar nicht echt.«

»Du glaubst ja nicht, wie sehr ich mir in diesem Moment wünschte, das wäre wirklich die Matrix«, zog Alison ihn auf. »Dann könnte ich dich jetzt einfach abschalten, und ich hätte meine Ruhe vor dir.«

»Du kannst die Matrix nicht einfach abschalten!«, widersprach er fast schon entrüstet.

»In meiner Matrix kann ich das aber, und du kannst nichts dagegen unternehmen«, konterte seine Schwester.

»O Gott, als ich zehn war, bin ich nie auf solche Ideen gekommen«, ächzte Nathaniel und sah kopfschüttelnd seine Frau an.

»Als du zehn warst, gab es keine Matrix und kein Streetview und kein gar nichts«, konterte sie. »Als du zehn warst, gab es für Kinder nur Holzstöckchen, mit denen sie im Morast spielen durften.«

Er winkte grinsend ab. »Du weißt, wie ich das meine.«

»Auf jeden Fall kann ich jetzt nicht mehr vergleichen, ob wir immer noch richtig sind«, warf Benny ein und hielt das Tablet hoch.

»Geh doch auf Streetview und sieh dir die Landkarte an, dann wirst du schon kapieren, dass die Welt nicht da endet, wo der Wagen mit der Kamera angehalten und gewendet hat«, murmelte Alison beiläufig, da sie darauf konzentriert war, sich per Whatsapp mit ihren Freundinnen auszutauschen.

»Erstaunlich, dass hier überhaupt noch eine Verbindung ins Internet besteht«, wunderte sich Julie. »Man sollte meinen, dass man hier zumindest in dem Punkt vom Rest der Welt abgeschnitten ist.«

Nathaniel schüttelte den Kopf. »Dann würde kaum ein Mensch mehr da hinfahren wollen. Du glaubst nicht, wie viele Leute in diesen Hotelkritiken anmerken, wie gut oder wie schlecht die Internetverbindung war.«

»Von einer vernünftigen Matratze und einem gut sortierten

Frühstücksbüffet habe ich mehr«, meinte Julie. »Ich kann auch ohne Internet gut schlafen, aber nicht, wenn die Matratze hauchdünn ist und bis auf den Boden durchhängt.«

»Wem sagst du das? Wir sind eben völlig von gestern ... oder vorgestern ...«

»Sag lieber gleich, dass wir von vorletzter Woche sind. Das trifft es besser. Dann können wir auch glei...«

»Guck mal«, unterbrach ihr Mann sie. »Steht da vorne jemand mitten auf der Straße?«

Julie kniff die Augen zusammen, »Sieht seltsam aus. Irrendwie zu groß für einen Menschen. Aber wir sind noch zu weit weg. Gut, dass es noch so hell ist, im Dunkeln wäre der Typ ja kaum zu erkennen.«

Zum Glück standen die Tannen entlang der Straße ziemlich weit voneinander entfernt. Daher war auch an diesem Spätnachmittag immer genügend Himmel zu sehen und Platz genug, um Tageslicht durchzulassen.

Julie stutzte, als sie dem Hindernis mitten auf der Fahrbahn näher und näher kamen. »Ist das etwa ...«, sagte sie leise und eigentlich mehr zu sich selbst, doch ihr Mann hatte sie gehört.

»Ist das etwa ... was?«, fragte er, während er ebenfalls zu erkennen versuchte, was ihnen da den Weg versperrte.

»Ein Mann mit Sombrero«, rief Alison, die um die Kopfstütze herumschaute. »Würd ich sagen.«

»Wenn das ein Mann mit Sombrero ist, dann haben wir uns aber gehörig verfahren«, meinte Nathaniel. »Aber vielleicht ist es ja auch ein Mountie, der uns erzählt, dass wir uns bereits in Kanada befinden und umkehren müssen.«

Sie näherten sich dem Objekt auf der Straße, das von der

Sonne so beschienen wurde, sodass praktisch nur eine Silhouette zu sehen war, die viel Spielraum für Interpretationen ließ.

»Auf jeden Fall ist es eine Person«, urteilte Nathaniel. »Du kannst sehen, dass sich da kleine Wölkchen bilden, wo sich hoffentlich der Mund bei dem Ding befindet.«

Tatsächlich trieben in Abständen weiße Schwaden mit einer leichten Brise davon, aber wer oder was die genau verursachte, war noch immer nicht zu erkennen.

In diesem Moment machte Julie eine Vollbremsung und begann zu grinsen. »Natürlich«, sagte sie gut gelaunt. »Euer Mann mit Sombrero ist nichts weiter als ein ... Elch!«

»Ein Elch?«, rief Alison und sah wieder um die Kopfstütze herum. »Ein echter Elch?«

»Wow, ist der süß«, merkte Benny an, nachdem er einen langen Hals gemacht hatte, um nach vorn sehen zu können. Dann hielt er auch schon sein Tablet hoch und schoss ein Foto.

Die plötzliche Unruhe machte auch die beiden Hunde hellhörig werden, die sicher auf der Ladefläche in einem Transportkäfig untergebracht waren: Snuffles, ein Mischling, der viel von einem Jagdhund mitbekommen hatte, was sich aber nur auf das Erscheinungsbild und die Größe bezog, nicht aber auf den Jagdinstinkt. Man hätte ihn in einen Hühnerstall setzen können, keinem der Tiere wäre irgendetwas zugestoßen. Sein Kompagnon war Godzilla, ein Name, den Nathaniel ihm im Spaß gegeben hatte, der aber von den Kindern sofort übernommen war. Godzilla war ein zu groß geratener Chihuahua, der aber neben Snuffles noch immer sehr, sehr klein wirkte. Der Größe entsprechend gab er sich gern

aggressiv, auch wenn das immer nur gespielt war. Alles und jeder wurde mindestens angeknurrt, manchmal sogar angebellt, doch wer sich davon nicht abschrecken ließ, machte die Bekanntschaft eines Hundes, der sich am liebsten stundenlang kraulen und streicheln ließ.

Snuffles setzte sich auf und drückte den Kopf gegen die Decke des Transportkäfigs, während Godzilla seinem Namen alle Ehre machte und sich auf die Hinterbeine stellte. Die Vorderpfoten schob er zwischen den Gitterstäben hindurch, um sich an der Rücklehne der Sitzreihe davor abzustützen. So in Position gebracht, verfolgten die beiden interessiert, was sich da draußen abspielte.

Julie und ihr Mann sahen sich an. »Und jetzt?«, fragte sie. »Um ihn herumfahren können wir nicht, dafür reicht der Platz nicht.«

»Halt einfach auf ihn zu«, empfahl Nathaniel ihr.

»Ich kann ihn doch nicht anrempeeln, damit er aus dem Weg geht«, protestierte sie sofort und mit Nachdruck. Dabei schaute sie ihren Mann fast entrüstet an. »Wie kommst du nur auf so eine Idee?«

»Du sollst ihn doch nicht anrempeeln«, erklärte er. »Ich meinte, du sollst langsam auf ihn zufahren, dann wird er schon merken, dass er im Weg steht, und das Weite suchen. Wenn der erst mal sieht, wie groß sein Gegner ist, wird er begreifen, dass Rückzug die einzige Lösung ist, um sich nicht selbst in Gefahr zu bringen.«

Der Elch konnte entweder nicht begreifen, dass eine Kollision üble Folgen für ihn haben würde, oder es kümmerte ihn einfach nicht, wie groß und überlegen ein Gegner auch sein mochte. Auf jeden Fall rührte er sich nicht von der Stelle,

während der Van im Schrittempo Meter für Meter auf ihn zurollte und schließlich dicht vor ihm stehen blieb.

Das Tier stand einfach nur weiter da, blies kleine Atemwolken in die Luft und sah den Wagen an, als wäre das alles ganz normal.

»Das mit dem Rückzug scheint er aber nicht zu verstehen«, fand Nathaniel, nachdem er sich die Situation einen Moment lang angesehen hatte, ohne dass irgendetwas passierte.

»Soll ich mal hupen?«, schlug seine Frau vor.

»Einen Versuch ist es auf jeden Fall wert. Wenn er nicht die Flucht antritt, sondern sich so über uns ärgert, dass er angreifen will, kann er jetzt wenigstens keinen Anlauf nehmen.«

»Also gut«, murmelte Julie und drückte auf die Hupe. Das Warnsignal war laut und volltönend, es ließ Julie sogar ein wenig zusammenzucken – nur den Elch kümmerte es überhaupt nicht. Der zwinkerte nicht einmal, sondern stand weiter so da wie in den letzten Minuten. Auch erneutes und lang anhaltendes Hupen zeigte keine Wirkung.

Der Elch stand wie erstarrt und mit dem Erdboden verwachsen da.

»Ich glaube, selbst wenn du ihn mit der Stoßstange ganz leicht anstoßen würdest, wäre das für ihn immer noch kein Anlass, sich von der Stelle zu bewegen.«

»Das glaube ich auch«, stimmte Julie zu.

»Und was machen wir jetzt?«, wollte Benny wissen, der sein Tablet weiter hochhielt und den Elch nicht zu fotografieren, sondern zu filmen schien.

»Wir können ihn ja mal höflich fragen«, schlug Alison im Spaß vor.

»Das ist sogar eine gute Idee«, fand ihre Mutter. »Elche

sind meistens ziemlich scheue Tiere, die um Menschen einen Bogen machen. Vermutlich nehmen sie Autos ganz anders wahr als uns, weshalb der Knabe da auch nicht vor uns Reißaus nimmt. Also werden wir ihn höflich fragen.«

»Was hast du vor?«, fragte Nathaniel erschrocken, als er sah, wie sie nach dem Türgriff fasste.

»Sag ich doch die ganze Zeit«, gab Julie zurück. »Ich werde ihn fragen, und wenn ich mit meiner Vermutung richtigliege, wird er davongaloppieren, bevor ich auch nur ein Wort sagen kann.«

»Du wirst auf keinen Fall allein da rausgehen!« Nathaniel machte die Beifahrertür auf und wollte aussteigen, drehte sich aber noch einmal zu den Kindern um und ermahnte sie: »Und ihr beide werdet auf keinen Fall den Wagen verlassen. Ist das klar?«

Beide nickten, konnten aber den Blick nicht von dem beeindruckend großen Tier abwenden, das sich seinerseits völlig unbeeindruckt zeigte.

»So, mein Süßer«, begann Julie und ging langsam nach vorn. Auf der anderen Seite des Wagens war ihr Mann auf gleicher Höhe; er redete ebenfalls auf das Tier ein.

»Wenn man ihn vom Wagen aus sieht, ist einem gar nicht bewusst, was für ein tonnenschwerer Koloss da vor einem steht«, sagte Nathaniel, der den Blickkontakt zum Elch wahrte, um nicht versehentlich ein Signal zu senden, das der als Angst deuten könnte.

»Da kann ich dir nur zustimmen«, entgegnete seine Frau. »Es wäre schön, wenn der ›Kleine‹ sich allmählich ein wenig bedrängt fühlen würde.«

Der Elch stand immer noch genauso da, er hatte sich kei-

nen Millimeter bewegt, und das tat er auch jetzt noch nicht. Es schien sogar, als würde er immer noch den Wagen anstarren und sich gar nicht für die seltsamen Gestalten interessieren, die daraus hervorgekommen waren.

»Hallo, Elch, kannst du die Straße frei machen?«, wandte sich Julie an das Tier, doch wie eigentlich längst zu erwarten, kam keine Reaktion. Sie wagte sich Stück um Stück vor, immer darauf gefasst, dass der Elch sich auf einmal zu ihr umdrehte und sie sich vor seinen Vorderhufen in Acht nehmen musste. Schließlich stand sie ganz vorn am Wagen und war damit vielleicht noch einen Meter von dem majestätisch großen Tier entfernt. Und Elche können im Gegensatz zu Pferden auch nach vorne austreten.

Nathaniel war auf gleicher Höhe mit ihr, doch trotz einer möglichen Bedrohung von beiden Seiten sah der Elch keine Veranlassung, endlich den Rückzug anzutreten und den Weg frei zu machen. »Vielleicht wurde er von Menschen großgezogen und ist deshalb so zutraulich«, überlegte Nathaniel, der versuchsweise kurz mit den Armen fuchtelte, da er hoffte, dem Tier wenigstens ein flüchtiges Zucken zu entlocken.

Julie nahm all ihren Mut zusammen und machte noch einen Schritt auf den Elch zu, sodass sie bei ausgestrecktem Arm mit den Fingern das borstige Fell oberhalb der auffallend großen Nase berühren konnte. Zu ihrem Erstaunen ließ der Elch sich selbst das gefallen.

»Ich kann nicht glauben, was ich da sehe«, murmelte Nathaniel und musste sich zwingen, lange genug den Blick von dem Schauspiel abzuwenden, um sich zu vergewissern, dass die Kinder immer noch auf der Rückbank saßen und in Sicherheit waren.

»Ich auch nicht«, sagte Julie in einem Tonfall, als würde sie auf das Tier einreden. »Bloß macht es das für uns umso schwieriger, dieses Ungetüm von der Stelle zu bewegen, damit wir weiterfahren können. Wenn wir Pech haben, sind wir ihm am Ende noch so sympathisch, dass er sich hinlegt und einschläft, weil er ja weiß, dass ihm von uns keine Gefahr droht.«

»Vielleicht können wir ihn weglocken, wenn wir ihm etwas zu essen hinhalten«, rief Alison von der Rückbank.

»Das wäre eine gute Idee, wenn wir etwas für ihn zu essen dabei hätten«, antwortete Julie. »Aber wir haben ja während der gesamten Fahrt immer an irgendeinem Diner gehalten und gegessen, und deshalb haben wir keine Sandwiches für unterwegs mitgenommen.«

»Aber wir haben doch noch die Donuts aus dem letzten Diner«, wandte ihre Tochter ein. »Ihr wisst doch, die leckeren, von denen wir im Laden jeder erst noch zwei gegessen haben.«

Julie nickte. »Ja, stimmt. Der Karton steht hinten im Kofferraum. Ich dachte nur, davon wolltet ihr nichts hergeben.«

»Aber wenn uns ein hungriger Elch im Weg steht ...«, wandte Benny von seinem Platz aus ein. »Der Elch braucht das Essen dringender als wir.«

Julie schaute ihren Mann an. »Da muss nur ein herrenloser Elch daherkommen, und schon zeigt sich, dass wir unsere Kinder tatsächlich gut erzogen haben.« In Richtung Wagen rief sie anschließend: »Okay, dann steigt beide aus und bringt uns den Karton mit den Donuts.«

Das war schneller erledigt, als sie gedacht hätte. Nur Augenblicke später standen die Kinder neben Nathaniel und

hielten ihm den Karton mit insgesamt zwei Dutzend Donuts hin.

»Stellt den am besten auf die Motorhaube«, bat er sie und klappte den Deckel auf. Er griff nach dem Donut, der gleich vornean in der Box lag. »Versuch du dein Glück, Julie«, sagte er zu seiner Frau und wollte ihr das Gebäck anreichen, da zuckte der Elchkopf auch schon vor, das riesige Maul ging auf und zupfte ihm den Donut aus den Fingern, ohne mit denen auch nur in Berührung zu kommen. Nach kurzem Schmatzen hatte der Elch das für ihn winzige Gebäck verschlungen, das offenbar den Appetit auf mehr geweckt hatte, und drehte sich zu Nathaniel um, als wollte er ihn auffordern, schnellstens für Nachschub zu sorgen.

»Okay, ich glaube, unsere Taktik funktioniert, Leute«, sagte der, nahm einen zweiten Donut aus der Schachtel, hielt ihn so, dass der Elch ihn auch auf jeden Fall sah, und ging dann zwei Schritte nach hinten. Sobald das Tier ihm weit genug gefolgt war, dass sie die Stelle passieren konnten, an der ihnen der Weg versperrt worden war, würde Nathaniel ihm den Donut überlassen und zum Wagen zurücklaufen.

Der Elch war allerdings mit diesem Plan nicht einverstanden, sondern entschied sich zu einer anderen Vorgehensweise, bei der er zwar auf diesen einen Donut verzichten musste. Doch diesen geringen Preis schien er gern für das zu bezahlen, was er stattdessen bekam.

Er stand da und sah Nathaniel hinterher, wie der mit vorgehaltenem Donut einen Schritt nach dem anderen rückwärts ging, dann wandte er den Kopf wieder ab, machte einen langen Hals und tauchte die Schnauze in die noch fast volle Schachtel, um in Windeseile alle Donuts möglichst auf

einen Schlag zu vertilgen. Erst dann wandte er sich wieder Nathaniel zu, kam näher, nahm ihm den letzten verbliebenen Donut aus den Fingern und trottete schmatzend davon.

»Unsere Donuts ...«, murmelte Alison und schüttelte den Kopf.

»Ich ...«, begann Julie und sah sich um. »Ich nehme an, das hat jetzt keiner gefilmt, richtig?«

Alle verneinten betreten.

»Wow, vier Smartphones und ein Tablet zur Hand, und niemand filmt den Elch, der uns alle unsere Donuts klaut«, stöhnte Alison. »Das darf doch nicht wahr sein. Eine Million Klicks auf Youtube einfach so verschenkt!«

»Am besten kehren wir um und kaufen neue Donuts!«, verkündete Benny mit ernster Miene.

»Denkst du etwa, das Gleiche passiert dann noch einmal?«, wunderte sich seine Schwester.

»Nö, aber ich will von den Donuts essen. Die waren viel zu lecker.«

Lachend stiegen sie alle wieder ein und fuhren weiter. »Na, wenn das so weitergeht, werden wir noch viel mehr zu lachen bekommen«, prophezeite Nathaniel und sah auf die Straßenkarte. »Bald müssten wir es geschafft haben.«

»Also, ich freue mich schon sehr auf das Resort«, sagte seine Frau.

»Auch ohne Schnee?«

»Okay, Schnee dazu wäre schön«, musste sie zugeben. »Aber ich bin mir sicher, dass auch so alles sehr festlich geschmückt ist. Und wenn es dunkel wird und all diese Lichter gehen an, dann wird das sicher ganz fantastisch aussehen und sehr gemütlich sein. Da wird man so schnell gar nicht daran

denken, dass kein Schnee liegt. Natürlich nur, wenn es bis dahin nicht doch noch anfängt zu schneien.«

»Du hast die Wettervorhersagen gehört, Schatz«, sagte er. »Der Trend für die nächsten zehn Tage spricht gegen Schnee.«

»Das ist nur ein Trend«, gab sie zurück. »Ich glaube trotzdem fest an weiße Weihnachten.«

»Lassen wir uns mal überraschen«, meinte Nathaniel.